



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Meyer, Oswald: Das große Wecken : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Das große Wecken

Von Oswald Meyer

(Schluß)

4.

Schweigend, ohne Lied und Scherz, geht der Marsch, nach Osten, dem Morgen entgegen. Aber kein zartes Morgenrot jubelt weckend über die Erde, kein Sonnenstrahl bricht sieghaft durch das schwelende Schwarz, das den Morgen verhüllt.

Vorwärts, vorwärts in der klaren Morgenkühle. Scharf und beißend steigt ihnen die Luft entgegen. Und bald sind sie einem Dorfe nah.

Wie ein böser Geist liegt schwelender Qualm darüber. Pestgeruch zieht weithin wie eine wehrende Mauer: verbranntes Vieh liegt zu Hauf. Rast und trostlos starren Pfosten und Sparren in den Himmel: der Häuser Rippen, abgenagt vom fressenden Brand. Schutt und Trümmer sperren die Straßen. Duer über den Weg liegt, als sei er als Wächter gefällt, ein Bauer — zur Unkenntlichkeit zersezt von Hieb und Stich das graubärtige Gesicht.

Weiter über die Dorfstraße. Kein Haus, das unverfehrt. Hohl starrt aus eingeschlagenen Fenstern, toten Augen gleich, Elend und Not. Tiefe Wunden sind den Mauern geschlagen, ihre Wehr ist zerborsten — Wind und Regen und alles Getier findet Einlaß über die Schwelle. Des Herdes Heiligkeit ist zerstört. Hausrat und fromme Erinnerung ist auf die Straße gezerrt.

Drohend winken und nicken die Lanzenspitzen durch das Dorf.

Am Weiher liegt es zu Hauf — was ist es? Warum steht der Pfarrer dort aufrecht am Baum? Warum kommt er nicht herbei und gibt Auskunft über das graufige Geschick des Dorfes, über das graufige Durcheinander dort am blutgefärbten Dorfsteich?

Seht ihr nicht? Er ist an die Linde gebunden! Und warum schweigt er auf unseren Ruf. Seht ihr nicht sein bleiches Gesicht, nicht den eingetrockneten blutigen Quell aus seinem Mund? Sein Wort mag den Mordbrennern Gottes Strafe verkündet haben — sein dräuendes Borneßwort — da haben sie ihn zum Schweigen gebracht.

Was winkt dort aus den Lindenästen — eine Hand — eine weiße Kinderhand — — wo ist der Körper, dem die weiße Hand fehlt?

Sie steigen ab, die braven Reiter. Totengräberdienste tun sie. Sie wissen nicht, ob sie die Mutter zum Kinde legen. Ob das abgeschlagene Haupt zum Körper gehört — — sie wissen nur: nicht ein Mann ist unter den Toten — außer dem Pfarrer. An den Wehrlosen haben sich die Barbaren vergriffen.

## 5.

Über das öde, wie in tonloser Klage liegende verwüstete Land jagt ein Reiter. Die Lanze tanzt, der Säbel schlägt gegen den Sattel; Bügel und Randarenkette klirren, Schaum fliegt und die Erde fliebt. Ein Meldereiter ist es, der im Rücken vordringender Schwadronen rückwärts eilt. Die Eile sitzt mit ihm im Sattel. Die Not peitscht und spornt das Pferd. Auf große Überzahl ist das Regiment gestoßen. Nun hält es den vordringenden Feind, dem es doch auf die Dauer Widerstand nicht leisten kann. Da ist Werden zurückgeschickt, um Verstärkung zu holen. Schon hat er das Dorf durchritten, wo sie heut nacht gelegen — jetzt ist es ausgestorben.

Endlich — endlich stößt er auf die gesuchte Truppe. Einem jungen Offizier übergibt er seine Meldung und wartet ungeduldig auf den Befehl, umkehren zu dürfen. Aber der Kommandeur will ihn selber sprechen und befiehlt ihn zu sich. Ein freundlicher Blick trifft den Meldereiter, der auf Befragen so klare, militärisch knappe Antworten gibt.

Dann sieht er das von der Anstrengung über angespannte Gesicht und die wogenden Nasenflügel Werdens. „Sie bleiben hier,“ befiehlt er, um dem jungen Soldaten Schonung zu gönnen, „und gehen zusammen mit der ersten Schwadron wieder vor.“

Die Enttäuschung in Werdens Gesicht ist deutlich. Der Offizier lacht. „Das paßt Ihnen wohl nicht? Möchten wohl sobald wie möglich zurück — an den Feind? Wie?“

„Wenn ich Herrn Oberst gehorsamst bitten dürfte . . .“

„Na, denn in Gottes Namen, reite, mein Sohn. Aber laß das Pferd leben!“ —

Und wieder fliebt die Erde, fliegt der Schaum. Die Lanze tanzt und das Leder knarrt. Wieder fliegt Werden durch das Dorf. Ein rascher Blick streift das Haus, das sein Quartier gewesen. Dort ist er zum Leben erwacht. Dort war es, wo er des jahrelangen Suchens Ziel gefunden: den Weg zur Kunst. Erfüllung seines Lebens. Des Lebens Sinn gefunden und schon bereit, es wieder hinzugeben . . .

Weit und traurig streckt sich das Land in öder Einsamkeit. Verlassene Höfe, Dörfer in Trümmern, frische Gräber, tiefe Furchen im Leib der Erde von Granaten.

Schwer lastet die Ode auf dem einsam dahinjagenden Mann. Tiefe Traurigkeit erfüllt ihn. Wo sind all die frohen Menschen, die hier gewohnt? Wo die Frucht ihrer Arbeit, wo das Lachen ihrer Kinder? Wo die Blüte ihrer Kraft?

Kunst — er gedenkt seines Ringens, seines Wetens heute nacht. Jetzt an Kunst denken!

Eine Falte gräbt sich ihm zwischen die Brauen. Was gilt ein Künstler jetzt! Und wärs der größte! Nach Männern schreit die Zeit, nach Künstlern nicht, nach Kriegern! Weh dem Mann, dessen Hand gut zum Schwert ist und der sie zur Kunst mißbraucht!

Blut schießt ihm ins Gesicht. Armselig, wer jetzt an anderes denkt als Kampf und Rache. Die Kunst des Schwertes, das ist heut die Frage.

Nun hält er neben dem blutigen Weiher vor dem frischen Massengrab, an dem er selbst vor wenig Stunden geschaufelt. Haupt und Waffe läßt er sinken. Ein Gelöbniß ist sein harter Flammenblick. Er will kein besseres Los

als diese Armen, die so schmachvoll gestorben. Nur einen Sinn hat sein Leben noch: blutige Vergeltung ihnen und Schutz den Lebenden zu geben.

Er hebt das Auge. Dort vor ihm — ferne — reiten sie und streiten, die Kameraden. Sie haben alles Glück der Welt, Weib und Kind, Glück und Gut, Hab und Heim zu opfern. Er will nicht schlechter sein als sie.

Er hebt den Kopf — schon trabt der Braune an. Er ist nicht schlechter mehr. Ein köstlich Gut, ein Leben, das er liebt, hat auch er dem Vaterland hinzugeben!

## 6.

In Donner und Blitz rollt der eiserne Tod über das gequälte Land. Hundertfach werfen die Krieger den Tod unter die Feinde. Wolken tödlichen Hagels streuen Gewehre, Maschinengewehre und Schrapnells unter die heranzflutenden Massen. Eine eiserne Wolke ist die Lanzen tragende Reiterschar, die sich auf die Mengen der Feinde wirft.

Chern ist des Todes Schritt. Mit grimmiger Faust greift er unter die Krieger. Die jüngsten, die kaum des Lebens Flügelschlag vernommen, denen kaum eine Ahnung ward, was Leben heißt und Tod, reißt er als seine Beute zu sich. Und ernste Männer, die den Sinn des Lebens tief gefühlt, die hoch gebaut hatten und neues Leben um sich geschart — der Tod schont sie nicht. Die leicht Fröhlichen, die keine dunkle Stunde kannten, reißt er aus ihrer Unbedachtheit, und die Schwerblütigen, die mit den großen Fragen gerungen und an kleinen Widerwärtigkeiten sich gequält — er befreit sie.

Und alle diese führt er, ehe er sie zu sich nimmt, auf einen Gipfel: das Hochgefühl, sie treten ein für eine gerechte Sache.

Nicht jeden trifft es gleich beim ersten Hieb. Manch einer liegt in Schmerzen und vergift, um was es geht und was es gilt. Glücklich, wer weiter sicht. Weiter, dem Siege entgegen, der endlich zu kommen sich bereitet. Einen Blick dem fallenden Kameraden — kaum ein Gefühl. Denn jeder Hauch und das ganze Herz gehört dem Kampf.

Werden sieht Redow im Sattel wanken. Sein Arm greift nach dem Freund und Führer und stützt ihn. Sein Blick ist eine bange Frage.

Da quillt das Blut in dichtem Strom, matt liegt der Freund in seinem Arm, das Auge voller Not, die Lippen suchen zuckend Luft — des Lebens kostbare Bedingung.

„Redow — tapferer kleiner Hans! Lebwohl! Ich will Irmgard sagen, wie tapfer du gestritten hast.“

Da greift des Todeswunden Hand krampfhaft nach dem Kameraden. Die Angst ist in dem tapfern Auge, und ersterbend stößt er hervor: „Bewahr dir Irmgard, dich hat sie lieb — ich weiß es . . .“ Leicht wird sein Auge, und die Züge glätten sich, er läßt des Freundes Hand: „Leb wohl, Werden.“ —

In den Russenmassen beginnt es zu wanken. Zurück geht die furchtbar gelichtete Masse vor dem erbarmungslosen deutschen Feuer, dem deutschen Eisen. Und schon klingt hier und da das donnernde, gefürchtete „Hurra“.

Ein Schlag, ein heftiger Schmerz — Walter Werden kämpft nicht mehr. Er liegt am Boden — weiter jagt sein Pferd. Die dröhnenden Laute des Kampfes entfernen sich — das ist nicht Niederlage, quillt es durch Körperschmerz in sein Bewußtsein.

Ferner werden des Kampfes Laute — andere Töne klingen um ihn. Der Schmerz der Verwundeten sucht laut und stöhnt durch die gepreßten Zähne.

Werden hebt den Kopf — da liegen sie um ihn, die jungen Söhne Deutschlands! Deutschlands Blüte, seine Hoffnung . . . schon viele starr — die meisten ohne Klage. Und schon regt es sich. Wer kriechen kann, erhebt sich, den gefallen Kameraden zu helfen. So bringen die Wunden die schlimmer Verwundeten zurück.

Doch Walter Werden bleibt — er ist zu schwer getroffen. Er bleibt, und nur die Toten und die am schwersten Verwundeten bleiben um ihn. Es brennt die Wunde, seine Kräfte schwinden — — das Blut quillt.

Ferner werden alle Laute des Lebens, das Kampf ist. Dunkler wird es. Senkt sich der Abend endlich über diesen bitterschweren Tag — oder vermag das matte Auge nicht mehr des Tages Licht in aller Helle aufzunehmen?

Kühle gleitet über die Glieder, schüttelt sie; wie Eis und Tod kriecht es von Fuß und Finger empor — ist es die kühle Abendluft — ist es die Nacht, die nun mit heißen Frösten den Körper packt . . . ?

Einsam wird es auf der verlassenem Stätte — wie ein heutesatter Vogel schwebt der Pulverrauch über der Fläche. Langsam schreitet die Nacht herbei — zögert sie vor so viel Not und Elend? Zögert sie, ihren Schleier zu decken über so viel Schmerz und Grauen, das in ihrer Schwärze noch grauenvoller wird?

Aber langsam, langsam kommt sie näher — Schatten breiten sich — — trauernd verlischt das letzte Rot der Kiefern — nur die Wolken hoch, weit im Osten, halten noch das letzte Scheidelicht der Sonne. In der Höhe schweben sie, sehen noch die Himmelkönigin und senden unbewegt wie Engel, lächelnd das goldene Licht hinab zu den Sterbenden, die keinen neuen Tag mehr sehen werden.

Tief in Violet und Trauer hüllt sich nun der Himmel in sein Wolkenkleid, da so viele Menschen starben. Und das Licht verschwindet ganz — Graueit streicht über den ausgestorbenen Wald — über ausgelöschte Felder — Nebel heben sich und graue Schleier, wie nachtgeborene Geister — wie die Boten, die das Leben holen wollen . . .

Stöhnen klingt und schmerzvolles verhaltenes Klagen, und der immer wiederholte Ruf: „Durst — Durst . . .“ und aus Fiebern schreit es auf: „Mutter — ach, meine Mutter — —.“ Und wie brechender Stahl dazwischen das zermarternde Geschrei sterbender Pferde . . . Wie die Untertöne zu dieser Melodie des verlassenem Schlachtfeldes klingt das rasche Eilen hilfsbereiter Füße: Krankenträger kommen — und Ärzte — und das ferne gewitterhafte Verhalten des Geschützfeuers.

Hilfreich beugen sich über den und den freundliche Gesichter. Geübte Hände greifen zu — — leerer wird das Feld wieder, stiller die Nacht. Mancher klagt nicht — mancher, den kein Träger holte und kein Arzt verband.

Walter Werden liegt noch immer, und er fühlt, wie sein Leben in die Nacht verrinnt. Kein Schmerz quält ihn. Und keine Trauer, keine Angst. Ist die Nacht denn nicht seine Freundin? Urgewaltig sieht er ihr ernstes Angesicht auf sich gerichtet.

Nein — er klagt nicht mehr, wie so oft zur Nacht — nicht um Einsamkeit und nicht um Verzweiflung. Keine Einsamkeit ist hier — und doch war er nie so einsam wie in dieser letzten Stunde. Und nicht die Verzweiflung ist bei ihm — und doch war nie sein irdisch Leben so hoffnungslos wie jetzt.

Welch ein Glanz greift durch den Wald. Harfenklänge — und nun leuchtet auf die Wipfelwelt, Kronenträger, silberspendende, grüßen ihn — Welch ein Glanz

wächst über dem Wald — Mond — du Guter! Trostspender! — du verläßt mich nicht — —

Walter Werdens Hände greifen in die Nacht. Kein Fieber ist es und kein verreckender Todeskampf. Will er das Mondlicht greifen — will er die Nacht streicheln?

Seine Finger, seine Hände bewegen sich — Formen schaffen sie — und vor seinem erlöschenden Auge wachsen Gebilde, wie so schön er nie sie sah — Helden sind es — stille, schweigende, ernste Helden, Kämpfer — und Sieger.

Frauen auch schafft er, aber nicht mehr tanzende, sich windende, nixenhafte Symbole des Meeres, dessen Rätsel er nie gelöst. Ruhig und fest stehen die Frauengestalten, ihr Auge ist klar — sie schauen hinaus, wo die Männer im Kampfe stehen — — und die Demut, die Fassung, die Treue wohnt in ihnen. Mütter sind es und Gattinnen.

Welch ein gewaltiger Schöpfer ward Walter Werden. Steht nicht dort sein Haus am Meer — der Tempel der Schönheit? Lebe wohl, du stilles, schönes Haus — wo ich der Nacht und dem Meere lauschte, die Rätsel der Welt zu ergründen. Sieh, mein Haus — der Mond geht mit mir — ich teile seine Fahrt — und die Nacht nimmt mich mit — — es gibt nicht mehr Rätsel, die mich quälen — und die Welt ist so einfach, das Leben so leicht!

Müde sinken die schaffenden Hände. Haben sie genug getan? — Leiser wird, verröchelnd der Atem — —

Was klingt und dröhnt da stampfend durch die Nacht . . .

Schwarz und schattenhaft zieht es dahin: Helme und Pferdeköpfe — der Boden dröhnt — Geschütze und Männer — Pferde und Wagen.

Deutsche Truppen marschieren nach Ost. Hinter ihm her, dem geschlagenen Russen — — hinter ihm her — in die Sümpfe, in die Seen ihn zu werfen, den Räuber, eine mächtige, nächtliche Heerschar.

Leise verrauscht in dem eiligen Takt der Geräusche ein Atem. Hoch steht der Mond. Segnend umgreift sein Strahl ein bleiches Antlitz. Hört er es noch? Klingt es wie Gotteswort hinüber ins andere Leben — von fern vom Osten — das jubelnde Wort:

„Sieg!“

